

Leseprobe aus:

Markus Barth

Mettwurst ist kein Smoothie



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

9	Vorwort
11	Mettwurst ist kein Smoothie
16	Deutscher Meister im Danebensitzen
20	Kurze Frage
22	Homo-Ehe für Dummies
27	Mitte 30 und noch nicht mal auferstanden
31	Spaß mit bunten Bildern
35	Betonhüften-Republik Deutschland
40	Der Zwetschgenhansel
44	Putzfrau gesucht
46	3D olé
50	Das Müll-Wiesel
54	Der palozische Ziegenhirte
59	Kampf dem Kauz
64	Party-Gag
66	Innenhof-Zapping
71	Mehr Land!
74	Fusselbart mit Hut
80	Tröööt ... Sprotz ... Pffft!
85	Bockige Beine
88	Die bittere Wahrheit über Chicorée
91	Herzlich willkommen, Frau Brath!
94	Goldstaub und Ketten
97	Küchen-Krieg
100	Sidewalk Rage
104	Urlaub mit wilden Tieren

111	Respekt
112	Die Nacht der singenden Lebenden
116	Da hat aber einer was vor
121	Düngen ist für Muschis
125	Gassi-Mikado
129	Wünsch dir was!
134	Das «Morgenmagazin»-Dilemma
140	Mein Fasten-Tagebuch
144	In Polen töten sie Hunde
149	Das iPad-Menetekel
153	Katja und Tom und James
156	Sanitär-Magie
159	Judgement Day
165	Erste Klasse
168	Die wahrscheinlich langweiligste Familie der Welt
172	Habibi
175	Souvenir, Souvenir!
180	Sprich! Mich! An!
185	Noch Fragen?
187	Epilog: 5 Sterne
191	Danke ...

Vorwort

Seit 15 Jahren wohne ich in der Großstadt. Alle Berliner Leser kichern vermutlich schon jetzt in sich hinein. «Haha», werden sie sagen, «lebt der nicht in Köln? Das ist doch keine Stadt! Das ist ein Kathedralen-Kaff.»

Und ein bisschen haben sie da sogar recht. Wenn man eine Zeitlang hier wohnt, merkt man: Köln ist im Grunde nur ein gemütliches rheinisches Dorf mit überraschend vielen Häusern. Manchmal glaube ich, diese Stadt hat nur deshalb so viele Gebäude und so lange Straßen, weil sonst der Rosenmontagszug zu schnell vorbei wäre.

Aber immerhin bekommt man hier auch nach zehn Uhr abends noch ein warmes Essen und nach zwei Uhr nachts eine Tüte Chips – für mich die Grundanforderungen an einen dauerhaften Wohnsitz (sorry, München, damit scheidest du wohl aus). Außerdem kann man hier so verrückte Dinge machen wie die «Lange Nacht der Museen» besuchen, bei einem Flashmob am Hauptbahnhof mittanzen und Kurse für chinesischen Obertongesang belegen. Nicht dass ich das jemals tun würde. Aber ich *könnte*, darauf kommt es doch an!

Zugegeben: Manchmal macht mich das Stadtleben auch wahnsinnig. Zum Beispiel, wenn mein Auto zum dritten Mal in zwei Monaten aufgebrochen wird. (Ein Camping-Bus! Was haben die sich erhofft? Ravioli aus Gold?) In meiner fränkischen Heimat kann man ein Auto wochenlang unabgesperrt stehen lassen, ohne dass irgendetwas passiert. Man kann sogar die Tür

sperrangelweit öffnen. Dann kommt höchstens mal ein Nachbar vorbei und lehnt sie vorsichtig an, weil sonst der Hänger mit dem Grünschnitt nicht vorbeipasst.

Aber noch halte ich es aus in der Stadt. Noch hat das Reihendhaus im Oberbergischen, dieses schwarze Loch für Mittdreißiger, das sie alle anzieht und früher oder später verschluckt, keine Sogwirkung auf mich.

Gut, wenn mein nächstes Buch dann heißt: «Da komm ich mit meinem Hänger nicht durch! – Erkenntnisse aus meinem Land-Leben», dann wissen Sie, was passiert ist.

Köln, im April 2012

Markus Barth

Mettwurst ist kein Smoothie

Erfinder sind meine Helden. Ich habe jahrelang davon geträumt, irgendwann einmal selbst ein Produkt zu entwickeln, das die Menschheit so richtig nach vorne bringt. Meine einzige Erfindung entstand allerdings im Laufe einer sehr langatmigen Religionsstunde in der zwölften Klasse: die Nasenloch-Verstärker.

Das waren zwei normale Lochverstärker, die man sich bei starkem Schnupfen über die Nasenlöcher klebt, damit die nicht immer so einreißen und wund werden. Vielleicht ist es Ihnen schon aufgefallen: Das Ganze wollte sich nie so richtig durchsetzen. Später habe ich es noch mit einer Variation versucht: dem Mundwinkel-Verstärker (zwei halbe Lochverstärker links und rechts gegen eingerissene Mundwinkel). Aber auch das hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Erfindungen sind heutzutage aber auch eine schwierige Sache. Wie großartig muss das früher gewesen sein. Man sagte einfach: «Hör mal, is' ganz schön kalt hier. Ich mach mal Feuer!», und hoppla – schon hatte man das Feuer erfunden. Heute dagegen sind die Grundlagen der Zivilisation schon alle entdeckt: Feuer, Rad, Tesafilm. Da kann es passieren, dass ein Tüftler nach jahrelanger Entwicklungsarbeit freudestrahlend aus seinem Labor gerannt kommt und ruft: «Heureka! Ich habe den dipolaren Chromosomen-Fluxator erfunden!», und seine Mitmenschen schauen ihn nur unbeeindruckt an. Viel-

leicht sagt dann sogar einer: «Ach, erfind doch lieber mal 'nen Tetrapack, den man öffnen kann, ohne dass die Milch oben rausschwappt», und der arme Mann verzieht sich wieder beleidigt in sein Labor.

Ein frustrierender Job.

Deshalb überlasse ich das Erfinden inzwischen lieber anderen. Und ich bin immer wieder überrascht, welche Neuheiten sich bei konsumfreudigen Großstädtern durchsetzen und welche nicht.

Beispiel: die Kopfmassagen-Kralle. Es gibt wohl kaum etwas, das so bescheuert aussieht, wie Menschen, die sich so einen Drahtkraken auf den Kopf setzen und ihn langsam auf und ab bewegen. Ich ließe mich ja vielleicht zum Kauf überreden, wenn mich wenigstens der Effekt überzeugen würde. Aber ich habe es mal bei einer Freundin, die so ein Ding hatte, ausprobiert und finde eine Kopfmassage mit der Drahtkralle genauso entspannend, wie eine halbe Stunde ohne Mütze durchs Gebüsch zu rennen. Trotzdem zahlen Millionen Menschen fünf bis zehn Euro für das bisschen Draht. Es ist mir ein Rätsel.

(Immerhin: Die Freundin erzählte mir, dass sie die Kralle mal an ihrem Hund ausprobiert hat. Der wurde dadurch aber so wuschig, dass er sich anschließend eine halbe Stunde lang an seinem Lieblingsstofftier schubberte. Das erzählte sie mir übrigens, *nachdem* sie mir die Kralle geliehen hatte.)

Eine andere Erfindung hat mir mein Kollege Sven vor kurzem aufgedrängt.

«Guck mal», sagte er und platzierte fünf bunte Fläschchen auf meinem Schreibtisch. «Ich hab Smoothies gekauft. Die guten aus England. Schon probiert?»

Noch so eine Sache, die mich ratlos macht: dass Engländer auf einmal als Fachmänner in Sachen gesunder Ernährung gelten. Früher aß man bei einem Ausflug auf die Insel Pommes mit Essig und Majo und gönnte sich hinterher einen frittierten Mars-Riegel. Heute pürieren die Erfinder von Black Pudding und Clotted Cream lieber Mangos, Litchis und Boysenbeeren, und Jamie Oliver rupft noch ein bisschen frische Minze oben-drüber. Ich könnte schreien.

Da gegen Svens Begeisterung nicht anzukommen war, öffnete ich ein Fläschchen und setzte es an die Lippen.

«Und, wie schmeckt's?», fragte er.

«Obft-Mapf», antwortete ich.

«Bitte was?»

«Es schmeckt nach Obst-Matsch», sagte ich, nachdem ich die Pampe runtergeschluckt hatte. «Wahrscheinlich, weil es Obst-Matsch ist.»

«Das ist doch kein Matsch. Das ist feinstes Fruchtpüree mit Fruchtsaft. Und jedes Fläschchen enthält das Gute aus zwei Portionen Obst!»

«Das enthalten zwei Portionen Obst aber auch! Wie viel kostet der Spaß denn?»

Sven zuckte die Schultern. «Keine Ahnung. Vier Euro oder so.»

«*Vier Euro?* Für 200 Milliliter püriertes Obst, das wahrscheinlich so gammelig war, dass sie es im Laden nicht mehr losgekriegt hätten?»

«Seit wann bist du denn so fortschrittsfeindlich?», fragte Sven.

«Bin ich gar nicht», antwortete ich. «Es graut mir nur davor, dass bald alles, was püriert, zermatscht und gehäck-

selt ist, Smoothie heißt und doppelt so viel kostet wie vorher. Reibekuchen mit Apfel-Smoothie, Bratwürste mit Kartoffel-Smoothie und aufm Weihnachtsmarkt Kohl-Smoothie mit Schweine-Smoothie.»

Sven schaute mich fragend an.

«Grünkohl mit Mettwurst», erklärte ich.

Sven verdrehte die Augen: «Kannst sagen, was du willst. Das ist 'ne tolle Erfindung.»

«Im Grunde ist das doch gar keine Erfindung», protestierte ich. «Obst wird schließlich von ganz alleine zum Smoothie. Du musst es nur lange genug im Korb liegen lassen.»

Sven schüttelte den Kopf.

«Ich lass dir die anderen mal da. Du wirst schon noch Fan.»

Dann zog er ab. Ich nahm mir ein Fläschchen und las die Aufschrift:

«Wir versprechen, dass wir niemals Konzentrate in unsere Smoothies mischen. Sonst kannst du es unseren Müttern erzählen.»

O Gott, dachte ich, der Obst-Matsch ist auch noch lustig! Ich hatte plötzlich unbändige Lust auf eine ganz humorlose deutsche Apfelschorle.

In dem Moment kam meine Kollegin Meike ins Zimmer und sah mich mit den Fläschchen.

«Wow, Smoothies!», rief sie. «Darf ich einen haben?»

«Klar. Alle. Sag bloß, du magst die?»

Sie nickte begeistert. «Ich verdünn sie mir aber immer mit Wasser. Sind mir sonst zu dickflüssig.»

Ich runzelte die Stirn. «Du verdünnst sie?»

«M-hm.»

«Aber sind verdünnte Smoothies nicht quasi einfach ... Saft?»

Sie überlegte kurz. Dann nickte sie und lachte: «Stimmt!» Sie nahm sich kopfschüttelnd das Maracuja-Mango-Fläschchen und ging in die Küche.

Dass solche Leute meine Nasenlochverstärker nicht kaufen wollten, wird mir für immer ein Rätsel bleiben.

Deutscher Meister im Danebensitzen

«**Dein** Bruder kann mich nicht leiden», sagte Stefan und schaute ernsthaft betrübt. Wir waren gerade zwei Monate zusammen und fuhren von unserem Familien-Antrittsbesuch in Franken zurück nach Köln.

«Wie kommst du denn darauf?», fragte ich, völlig irritiert.

«Der hat den ganzen Tag kein Wort mit mir geredet!»

«Na und?» Ich war erstaunt. «Das ist doch kein Zeichen, dass er dich nicht leiden kann!»

«Ach nein?»

Ich zuckte die Schultern. «Ich treffe jeden Tag Menschen, mit denen ich nicht rede. Den Busfahrer, den Besoffski im Kiosk, die lebende Statue am Rudolfplatz. Mit denen hab ich noch nie ein Wort gewechselt. Das heißt doch nicht, dass ich sie nicht leiden kann!»

Stefan schüttelte den Kopf. «Die lebende Statue sitzt dir auch nicht am Frühstückstisch gegenüber! Wenn dein Bruder mich leiden könnte, warum nimmt er dann, während ich von unserem Urlaub erzähle, den Sportteil der Zeitung und fängt an zu lesen?»

«Das kann ich erklären!», rief ich.

«Ach ja?»

«Ist doch klar: Den Politikteil hatte ja ich!»

Das war vielleicht die härteste Lektion, die Stefan in unserer Beziehung lernen musste: Kommunikation spielt in meiner

Familie eine sehr untergeordnete Rolle. Wir können ganze Tage damit verbringen, zufrieden, aber wortlos vor uns hin zu schauen. Wenn es fürs Nichtkommunizieren eine Meisterschaft gäbe, meine Familie würde jedes Jahr den Cup holen.

(*Einsatz Gerd Rubenbauer:*) «Meine Damen und Herren, herzlich willkommen zur Deutschen Meisterschaft im Danebensitzen. Unser nächster Teilnehmer: Markus Barth. Wir sehen ihn hier eingebettet in eine Kaffeerunde aus 14 Personen. Alle schnattern, alle reden, aber Markus Barth, der bleibt eisern, der schaut lächelnd vor sich hin, piddelt am Kerzenwachs herum und sagt kein Wort. Denn das ist sein Motto: <Nur dabei statt mittendrin!> Das hat er von seinen Eltern. Unvergessen die Barth'sche Hochzeitsfeier von 1969, auf der die beiden Ja-Worte die einzigen des Tages blieben ...»

Manchmal glaube ich, es liegt gar nicht an meiner Familie, sondern eher an dem Landstrich, aus dem wir kommen. Der Franke an sich spricht einfach nicht gerne. Und wenn er es doch tut und zum Beispiel Lothar Matthäus heißt, wünscht sich alle Welt, er würde es wieder lassen.

Wer sich also in einem fränkischen Restaurant zu Einheimischen an den Tisch setzt, grüßt und dann auch noch um die Speisekarte bittet, muss schon damit rechnen, dass jemand die Augen verdreht und stöhnt: «Die Gosch'n geht in einer Tour!»

Im Grunde reicht nämlich ein einziges Wort, um sich in Franken zu verständigen. Es ist das schöne Wörtchen «Hrmpf». Natürlich ist es eher ein Laut als ein Wort, er kommt aus einer bei Franken besonders ausgeprägten Ecke des Brustkorbes, man zieht dazu kurz die Schultern nach oben und lässt Luft durch die Lippen gleiten: «Hrmpf.» Das Schöne an

«Hrmpf»: Man kann es bei jeder Gelegenheit von sich geben. Als Gruß, als Ersatz für die Frage: «Wie geht's?» und auch als Antwort darauf. «Hrmpf» passt immer. Vorausgesetzt, man stört damit niemandem beim Danebensitzen.

Meine Leidenschaft fürs Nonverbale hat Stefan anfangs vor allem deshalb so verwirrt, weil in seiner Familie traditionell sehr gerne gesprochen wird. Und am liebsten: gleichzeitig.

Unser erster Besuch bei meiner Schwiegerfamilie lief folgendermaßen ab: Wir saßen am Kaffeetisch, Bruder, Schwester und Oma musterten mich und fragten dann simultan: «Wie geht's dir? / Was macht der Hund? / Was arbeitest du?»

Ich schaute ratlos von einem zum anderen, während Stefan mir im Hintergrund die Fragen noch einmal gestisch zu vermitteln suchte. Bevor ich aber etwas sagen konnte, setzten die drei schon wieder an: «Wo kommst du her? / Was ist das für 'ne Rasse? / Scheint bei euch daheim auch die Sonne?»

Mir lief allmählich der Schweiß von der Stirn, und ich fing an, am Wachs der Tischkerze herumzupiddeln.

Stefan wollte mir zu Hilfe kommen, aber als er zu sprechen anfang, taten sein Vater und seine Mutter natürlich dasselbe, und ich hörte nur einen Mix aus:

«Jetzt lasst ihn doch mal! / Was hat er denn? / Der hat doch was!»

Ich atmete tief durch, schaute von einem zum anderen, zog die Schultern hoch und sagte dann das Einzige, was mir in dem Moment einfiel:

«Hrmpf.»

Mittlerweile kriegen wir das übrigens etwas besser hin. Stefan hat seiner Familie nach unserem dritten Besuch einfach erzählt,

dass ich aufgrund eines Tauchunfalls ein Hörgerät tragen muss und die Batterien «der totale Murks sind, fünf Minuten, dann kannst du sie wegschmeißen». Seitdem starren wir zwar immer alle auf die Ohren und sagen dabei: «Wo soll das sein? / Ich seh nix! / Kauf dir mal ein neues!», aber wenigstens kann ich ungestört vor mich hin schauen.

Gleichzeitig hat Stefan es sich zur Aufgabe gemacht, die Schweigemauer meiner Familie zu durchbrechen. Und hat damit sogar Erfolg. Ich kann voller Überzeugung sagen, dass ich fast alles, was ich über meine Familie weiß, von Stefan gelernt habe. Nach der letzten größeren Familienfeier seufzte er auf der Rückfahrt tief und sagte dann zu mir: «Ich finde es toll, wie deine Tante Anna den Verlust ihres Mannes weggesteckt hat.»

Ich schaute ihn mit großen Augen an. Stefan legte den Kopf schief: «Sag bloß, du wusstest nicht, dass ihr Mann gestorben ist!»

Ich schaute ihn mit noch größeren Augen an.

Und fragte dann: «Wer ist Tante Anna?»